

Werner Durth, Gerd Hamacher

## Wohnen vor der Stadt

Zur Situation alternder Neubaugebiete - Zwei Tagungen

Unter dem provozierenden Titel *Sanierung von Neubaugebieten* fanden im Juli dieses Jahres zwei Veranstaltungen statt, in denen demonstrativ ein wenig populäres Thema aufgegriffen wurde: Während die stadtwirtschaftlich und tagespolitisch „relevanten“ Aspekte der städtischen Krise breit diskutiert und in diversen Kongressen zu Stadt-reparatur und -erneuerung intensiv behandelt werden, ist es um die ehemals heftig umstrittenen „Satelliten“ und „Trabanten“ im Vorfeld der Großstädte still geworden. Mit Recht, wie es scheint, denn lange genug ist deren Problematik im Rahmen der breiten Funktionalismus-Kritik hin und her gewendet worden, um endlich in Vergessenheit geraten zu können.

Seit einiger Zeit ist die Misere der Vorstädte geradezu tabuisiert, obwohl sich hier in einem Jahrzehnt gegenüber den Ausgangsbedingungen entscheidende Wandlungen vollzogen haben; Wandlungen, die sich wenig augenfällig und undramatisch in Siedlungen zwischen Hamburg und München nach nahezu gleichem Muster vollziehen: Aus den zukunftsweisenden Planungen der 60er Jahre drohen die Slums von morgen zu werden. Technisch perfektionierte, pflegeleichte und zeitlos altersfähige Slums, deren „Sanierungsbedürftigkeit“ nicht mit offensichtlicher Bauqualität oder ökonomisch kalkulierter „Funktionsschwäche“ begründbar ist wie in alten Wohnquartieren, sondern gleichsam moralisch mit der Unzumutbarkeit von Lebensbedingungen, die trotz durchaus vorweisbarer Wohnungsstandards eine erschreckende Beschleunigung sozialer Konflikte, Isolation und Apathie nach sich ziehen.

Weit entfernt von der (Architektur-) Kritik der 60er Jahre, in der allzu schnell Kausalzusammenhänge zwischen Planungskonzepten, Bauformen und (a-)sozialem Verhalten behauptet wurden, ging es in beiden Tagungen um den Versuch, den gleichsam unsichtbaren sozialen und ökonomischen Vermittlungen nachzuspüren, die in vielen der kaum vor einem Jahrzehnt besiedelten Neubaugebiete zu einer Kumulation sozialer Probleme führten: In beiden Tagungen vermutlich mit gleichem Ziel, doch auf höchst unterschiedlichen Wegen.

### Der Workshop in Hamburg (29.6.–6.7.78)

Als verspätete Gegenveranstaltung zum Stuttgarter Symposium „WOHNEN IN DER STADT“ (vgl. ARCH<sup>+</sup> 38, S. 4f.) sollte in Hamburg am Beispiel der vielgerühmten Neubausiedlung Steilshoop exemplarisch die Kehrseite der modischen Stadterneuerungsstrategien beleuchtet werden. Von der gleichen Studentengruppe der HbK Hamburg, die in Stuttgart mit Jos

Weber publikumswirksam die „Revitalisierung“ und „Aufwertung“ von Altbauquartieren geprobt hatte, ging nun der Anstoß aus, als Gegenprobe die Entwicklungsfähigkeit von Neubaugebieten zu untersuchen. Dazu sollten deren Planer nachträglich auf die Reichweite ihrer Verantwortlichkeit befragt werden, damit nicht mit vergleichbarer Fahrlässigkeit wie in der früheren Planungsgigantomanie wieder soziale Probleme und Entwicklungsschranken unterschätzt werden, die jetzt in der Gegenrichtung einer fachbornierten Milieumanie angelegt sind.

Der thematische Kontrast zum Stuttgarter Symposium fand sein programmatisches Pendant nicht nur in der Wahl des Ortes: Statt einer Kunsthalle (wie in Stuttgart) war das Gemeindezentrum Steilshoop als Tagungsort vorgesehen; statt eines elitären Treffs eigens eingeflogener Stars fanden Diskussionen mit Betroffenen statt – und dies über eine Woche mit Perspektive auf weitere Kooperation. Statt bloß schmücken des Beiwerk und Alibi zu sein, waren Studenten aus dem In- und Ausland selbst die Veranstalter und selbstverantwortlichen Akteure; die geladenen Wohnungsbau-Spezialisten (z.B. Bakema, Blom, Kirschenmann, Weber) standen im Rahmenprogramm zur Verfügung.

Da ein systematischer Zugang zum Thema fehlte und die Veranstalter selbstbewußt auf Anleitung von 'oben' verzichteten, wurde konsequent versucht, vor Ort zu lernen – durch Beobachten, Befragen und vor allem: durch Befragen, Konfrontationen – in der Gegenüberstellung von verantwortlichen Planern und Planungsbetroffenen, von Mieterräten und Vertretern der großen Wohnungsbaugesellschaften, von Kommunalpolitikern und kritischen Bürgern. Durch die erstaunliche Offenheit der geladenen Planer und Politiker wurden im engagierten Gespräch Hintergründe und Zusammenhänge sichtbar, die so plastisch und aktuell auch durch gründliche Studien kaum hätten zutage-treten können. Dabei richteten sich die Fragen nach einer anfangs noch eng fachbezogenen Kritik an Planungskonzepten und Realisierungsbedingungen zunehmend auf Mietpreisentwicklung und Belegungspolitik im sozialen Wohnungsbau; auf Konflikte zwischen eingewiesenen „Problemfällen“ und mittelständischen Bewohnergruppen; auf die verschärfte Benachteiligung und Isolation der nun auch örtlich an den Rand der „städtischen“ Gesellschaft gedrängten Gruppen, die als Opfer der Stadtbau- und -verschönerungswelle aus den ehemals billigen Altbaugebieten verdrängt oder aus „sozialen Brennpunkten“ wie Obdachlosensiedlungen oder Übergangswohnungen versetzt zunehmend in

Neubausiedlungen zusammengezogen werden – schon fast aus den Augen, doch noch nicht ganz aus dem Sinn.

Das so aufgegriffene Problemfeld erwies sich bald als zu weit und zu unüberschaubar, um in einem einwöchigen Workshop improvisatorisch erschlossen zu werden, und konsequent beschränkte man sich im weiteren Verlauf auf die Behandlung von technisch-organisatorischen Einzelaspekten mit Erarbeitung planerischer Korrekturvorschläge. Die systematische Erweiterung und Verschränkung der Aspekte wurde vertagt: Der Hamburger Workshop sollte nur Auftakt sein für eine Abfolge weiterer Treffen, die von den Architektur-Fachschaften anderer Hochschulen getragen und interdisziplinär ergänzt an anderen Orten und Siedlungs-Beispielen eine kontinuierliche Weiterarbeit sichern sollen.

### Das Planerkolloquium in Oldenburg (7.7.78)

In zwar zufälligem, doch direktem zeitlichem und inhaltlichem Zusammenhang mit der Hamburger Veranstaltung wurde an der Universität Oldenburg das Kolloquium SANIERUNG VON NEUBAU-VIERTELN organisiert, zu dem mehr oder weniger renommierte Sozialwissenschaftler und -planer geladen waren, um gleichsam repräsentativ den offiziellen Stand der Forschung in diesem Bereich zu dokumentieren. Berichte aus Berlin, Bremen, Darmstadt und aus den Niederlanden gaben einen Überblick, der gegenüber dem exemplarisch-exploratorischen Charakter des Workshops jedoch einigermaßen eng und von der Wirklichkeit überholt erschien. Die spürbare Distanz zum Ort und zum Teil auch: zur Zeit des wissenschaftlich untersuchten Geschehens erschwerte den Einstieg in die Diskussion mit den Experten, die nach den Berichten über ihre Arbeit in oder über Neubausiedlungen selbst ziemlich ratlos wirkten.

Schon die Gegenstände und die Qualität der verschiedenen Berichte waren so unterschiedlich, daß bald nach einem „roten Faden“ gesucht werden mußte, der etwa die profunde Untersuchung der Lebensbedingungen in der Berliner Gropiusstadt (H. Becker) mit den Beispielen holländischer Siedlungsplanung (A. Thomsen de Jong), oder die lockere Skizze eines Bremer Forschungsprojekts (W. Strubelt) mit Versuchen zur Anwaltsplanung in Darmstadt (J. Brech, R. Greif) verbinden sollte. Insbesondere die Rückfragen nach dem Titel der Tagung und nach inhaltlicher Bestimmung des allzu forsch eingesetzten Sanierungs-Begriffs machten tiefe Unterschiede im Problemverständnis deutlich und ließen Etikettenschwindel vermuten. So wurden etwa die von aktiven Bürgern mit Hilfe von Anwaltsplanern im Darmstädter Neubaugebiet Neu-Kranichstein vor Jahren erkämpfte Verbesserung öffentlicher und privater Dienstleistungen als „Sanierung“ verkauft (und dies nicht



zum ersten Mal), obwohl damit nur der dringendste Nachholbedarf einer auf halber Strecke aufgegebenen Planung abgedeckt worden war; die gegenwärtige Situation des Gebiets und die Verlagerung der Probleme wurden nur am Rande berührt.

Wenig Phantasie wurde auch bei der Erörterung anderer Siedlungen und der Lage der darin besonders benachteiligten Gruppen entwickelt: Katalogartig wurden die obligatorischen Forderungen nach Wohnungszusammenlegung und Gemeinschaftseinrichtungen, nach Jugendwohnungen und Frauentreffs zusammengestellt, ohne daß auf bereits vorhandene Erfahrungen und Schwierigkeiten bei der Durchsetzung und Sicherung solcher Einrichtungen eingegangen wurde. Obwohl eindringlich darauf hingewiesen worden war (H. Becker, W. Siebel), daß die Verschlechterung der Lebensbedingungen in Neubaugebieten (und nicht nur dort) im Rahmen überlokal determinierter Bedingungen zu sehen und auch die Betroffenheit spezifischer Gruppen vor dem Hintergrund übergreifender Entwicklungen zu diskutieren sei, blieben die Fragen etwa zum Zusammenhang von Wirtschaftskrise und Mietpreisentwicklung, sozialer Umschichtung und Fluktuation, Arbeitslosigkeit und Vandalismus weitgehend ausgeklammert. Dennoch zeichneten sich in dem spürbaren Unbehagen an den zu engen Grenzen bisheriger Forschung nach einigen Anläufen Richtungen weitergehender Ansätze ab, für die allerdings weniger leicht Forschungsstellen und -mittel zu beschaffen sein dürften als für jene Untersuchungen, die unter dem Druck herrschender ökonomischer Interessen durch die offizielle Politik auf die Tagesordnung der professionalisierten Forscher und Planer gesetzt sind. Anders als die erfrischend freihändig „forschenden“ Studentengruppen hätten hier insbesondere die akademisch etablierten Sozialwissenschaftler und Planer die Chance, kritischen Anspruch in forschungspolitische Alternativen umzusetzen und ihre institutionellen Möglichkeiten mehr als bisher für die zum Schweigen verurteilten Minderheiten auszuschöpfen, wenn das Bild der neuen Vorstädte als „sozialem Schrottplatz der Städte“ (so ein Teilnehmer) nicht zynisch-affirmative Bestandsaufnahme bleiben soll.

Ein kritischer Vergleich der beiden Tagungen fällt schwer; dazu waren sie zu verschieden. Was bleibt, ist die produktive Feststellung von Defiziten und der Versuch, die an einzelnen Erscheinungsformen und an Einzelgebieten aufgeworfenen Fragen in einen Kontext zu bringen, der eine politisch folgenreiche Fortsetzung der bisher geleisteten Arbeit erlaubt.

Lore Ditzen

## Annäherungen an das „Wohnumfeld“

Zum Symposium im Internationalen Designzentrum Berlin

Daß im Städtebau einiges in Bewegung gekommen ist, läßt sich nun schon an handgreiflichen Beispielen ablesen. Den jahrelangen Klagen über die Verödung der Städte folgen, ausgelöst durch die Flucht aufs Land, Modelle, neue Konzeptionen. Kongresse der letzten Zeit lieferten die Stichworte: Wohnumwelt, Stadtraumgestaltung, Stadtreparatur, Verkehrsberuhigung, das sogenannte „Stadthaus“ als Domizil für den gehobenen Wohnbedarf besser gestellter Familien. „Verbesserungen im Wohnungsbestand und im Wohnumfeld“ führte Bundesstädtebauminister Haack beim Hamburger Weltkongreß für Städtebau als dringend notwendige Maßnahmen an. Nicht wenige solcher Anregungen sind von Berlin ausgegangen, wo durch alljährliche internationale Architektensymposien und durch ein Maximum von erneuerungsbedürftigen Altstadtquartieren gestalterische Phantasie und soziale Notwendigkeiten aufeinandertrafen. Die jetzt anlaufenden Vorbereitungen für die „Internationale Bauausstellung 1984“ in Berlin dienen als Lokomotive zur beschleunigten Beförderung von Tendenzen, die allenthalben sichtbar werden.

Im Mittelpunkt der Berliner Bauwochenveranstaltungen standen, programmatisch, Bemühungen um die Verbesserung des „Wohnumfeldes“. Das heißt: Verkehrsberuhigung in bewohnten Straßen, mehr innerstädtisches Grün, Ruhezonen, Spielzonen, Vorgärten, Hofgartenanlagen, die Anlage oder die Wiedergewinnung von Plätzen, die zugunsten des Verkehrs mehr und mehr beschnitten wurden. Senat, Architektenverbände und Werkbund machten das „Wohnumfeld“ zum Thema eines Symposions im Internationalen Designzentrum. Dort ist auch zu sehen, was sonst noch dazugehört: ortsbezogene Utopie in den Entwürfen der diesjährigen Berliner „Sommerakademie für Architektur“ für eine „City of Places“ in der südlichen Friedrichsstadt, die Gestaltungsambitionen amerikanischer Architekturstudenten, die unter Leitung von Oswald Mathias Ungers wunderbar und etwas weltfremd entwerfen lernen – und zum Beispiel „Straßenmöbel“ Entwürfe für Ruheplätze, umgrünte Nischen, Bänke, Lampen vorlegen. Auch Bildende Kunst soll vermehrt ins Straßenbild eingebracht werden, um Kristallisationspunkte der Erholung und der Ruhe zu schaffen – aber das ist ein Thema für sich. Ein groß angelegter Befragungstest führt der Öffentlichkeit neue Lampenmodelle für den Kurfürstendamm vor, die die kalte Technologie der Peitschenmaste ablösen sollen. Erst vom Ergebnis der detaillierten Befragung wird es abhängen, ob diese zugleich intimer und festlicher wirkenden Beleuchtungskörper auch weiterentwickelt und eines Tages installiert werden. Das ist

ein Detailbeispiel für einen repräsentativen innerstädtischen Ort schon viel in einer Stadt, deren Bürger jahrzehntelang nur mit den unwiderruflichen Ergebnissen einer geradezu hoheitlichen Behördenplanung konfrontiert wurden.

„Wohnumfeld“ meint aber eben mehr als das Ameublement. Das Symposium stellte Projekte vor, an denen gegenwärtig in Berlin gearbeitet wird. Im Zusammenhang mit Modernisierungsaufgaben zunächst die pragmatischen Lösungen: die „Entkernung“ von Hofbereichen, das heißt die Herausnahme von zu eng stehenden Quergebäuden. Die so entstehenden großen inneren Hofräume rufen nach Gartenanlagen und warten auf Nutzung durch die Mieter, die zur Beteiligung nun ausdrücklich ermuntert werden sollen. Natürlich gibt es hier, wie ähnlich bei Vorschlägen zur Anlage von Vorgärten im Straßenbereich, noch das ungelöste Problem der verantwortlichen Pflege auf Dauer. Kann man wirklich darauf vertrauen, daß in den neuen größeren Freiräumen, die allen und niemandem gehören, etwas entsteht, das allen zugute kommt? Oder muß man nicht befürchten, daß sich die stärkeren, die nachlässigeren, ja auch zerstörerischen Kräfte durchsetzen werden? Man muß für die bürgerverantwortete Außenraumgestaltung sicher auch Anreize schaffen. Das Recht auf Nutzung bedeutet auch Pflicht zur Pflege. Eine Berliner Architektengruppe (L.v. Beulwitz, Pitz und Bonn) will kleine Treibhäuser, die sie auf Parkdecks im Hof setzt, vermieten. In Köln-Chorweiler hingegen, in der Wohnstraße *Gottfried Böhms*, hat man den Bewohnern, die Vorgärten pflegen, einen Mietnachlaß gewährt, weil vom Grün am Straßenraum alle profitieren. Karlsruhe ermuntert gemeinschaftlich angelegte mieterogene Hofanlagen durch Prämien. Neue räumliche Konzepte verwirklichen sich nicht nur im architektonischen Modell, in der „hardware“ des Entwurfs, sondern auch in der „software“ der Bedingungen. Art und Umfang von Bäumen etwa, wie sie in Berlin allenthalben neu angepflanzt werden, hängen zum Beispiel mit ab von den Vorschriften der Feuerpolizei, die für ihre neuen Wagentypen mindestens drei Meter Durchfahrthöhe unter den Ästen fordert.

An solchen Bedingungen hängt auch vieles, was jetzt in einer Art von neuer Freiraum-Euphorie gefordert und gefördert wird. Bürgerinitiativen nehmen von Plätzen Besitz, fordern „Verkehrsberuhigung“ vor der eigenen Haustür. Verschiedene Architekten entwickeln „Maßnahmenkataloge“: unterschiedliche Niveauhöhen, um den Fahrverkehr vom Fußgängerverkehr zu trennen oder, im Gegenteil, die Aufhebung von Niveauunterschieden im Vertrauen auf ein vernünftiges Kräftespiel von



Autofahrern und Fußgängern, den Einsatz gestalterischer Mittel, wie z.B. unterschiedlicher Pflasterung. Plätze sollen bis an die Hauswand herangezogen werden, der Fahrverkehr in Sackgassen zur Ruhe kommen. Eine Architektengruppe unter *Edouard Bannwart* hat, um die Abstimmung von Wünschbarem und Vertretbarem zu erleichtern, ein Modell entwickelt, das auch überregional interessant sein dürfte. Dieses „Stadtbauspiel“, ein Baukastensystem im Maßstab 1:50 erlaubt es, Häuser und ganze Straßenzüge einschließlich aller denkbaren Veränderungen zur Außenraumgestaltung und „Verkehrsberuhigung“ maßstabgerecht aufzubauen. Andere Städte haben sich für dieses Modell bereits interessiert, das Planungsprobleme endlich einmal für den Laien anschaulich erfahrbar macht und so die vielberufene Beteiligung erst ermöglicht. Ein Problem aus solcher Art von ortsgebundener Wohnumfeldpartizipation — es wurde in der Diskussion von einer anderen Gruppe aufgegriffen — ist die Gefahr, daß die Autos, die vor einer Haustür zugunsten von Spielräumen und Grünanlagen verbannt werden, dann in der Nachbarstraße um so mehr Raum beanspruchen.

Es gab auch phantasievolle Beispiele, Gestalteräume, wie etwa die Hofgärten, die die Architekten *Halfmann* und *Zillich* sich ausgedacht haben, geheimnisvoll üppige Gärten mit Büschen und Bäumen, deren Grundmuster eine menschliche „Zelle“ symbolisieren soll, oder ein Gehirn oder — im historischen Bezug — Paraphrasen aus Erzählungen von *ETA Hoffmann* in der Nachbarschaft des alten Kammergerichts. Solche verschlüsselten Anlagen, so die Architekten dazu, seien auf verschiedenen Ebenen erfahrbar: der eine freue sich, kundig oder neugierig, am naturverwobenen Symbolwert des Grundrisses, der andere nutze den Ort einfach zu Erholung und Spiel. Den einfachen grünen Platz, das baumumstandene, vielleicht an den Rändern bepflanzte Rasenrund in der Mitte, will offenbar niemand mehr haben, obwohl, so meine ich, auch der gänzlich ungenutzte und unbenutzbare Raum einen Symbolwert hat: den Hinweis, daß es noch etwas gibt, das der Verwertung entzogen ist.

Aber Plätze, so führte der Architekturhistoriker *Dieter Hoffmann-Axthelm* aus, sind heute im Städtebau die schwierigste Aufgabe überhaupt: die Hierarchie hoheitlicher Platzanlagen könne rechtens nicht mehr gewagt werden, der öffentliche Markt ist weitgehend im Supermarkt verschwunden oder er hält sich nur an traditionsreichen Orten; Kommunikation finde im öffentlichen Raum kaum noch statt. Das Berliner Symposium war ein erster Versuch, solche Fragen neu zu erörtern. „Kooperation“ aller Beteiligten ist dazu (Prof. *Günter Otto* schälte es in einer brillanten Zusammenfassung heraus) das wichtigste Instrument. Es ist schon viel, daß die Architekten, die in einer Stadt an verwandten Projekten arbeiten, einander und die Öffentlichkeit im freimütigen Gespräch darüber unterrichteten.

Friedemann Gschwind

## Ein Entwurf ohne Zukunft

Der BDA feierte das Jubiläum seines 75-jährigen Bestehens unter dem Motto: „Entwurf für die Zukunft“

Der Bund Deutscher Architekten feierte Geburtstag: seit 1903 erstrebt er die „Vereinigung der ihren Beruf als Künstler ausübenden Architekten zum Schutze ihrer Arbeit und zur Hebung ihres Ansehens.“<sup>1</sup> Ein Grund, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, gerade in einer Zeit, worin die „Kunstgenossen“ (Eigenwerbung) unter schwerem Beschuß stehen angesichts ihrer Mittäterschaft an dem, was heute unsere Umwelt darstellt. Ein Grund auch, sich mit Grundsätzlichem auseinanderzusetzen, zumal der Verband den Anspruch erhebt, die „zur Lösung einer Aufgabe erforderliche Kreativität gleichrangig neben die soziale Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit zu stellen.“<sup>2</sup>

Auf der Geburtstagsfeier am 21. Juni in Frankfurt wäre mit dem Tagungsthema: „Entwurf für die Zukunft“ durchaus die Möglichkeit einer kritischen und zukunftsweisenden Positionsbestimmung der Architekten gegeben gewesen. Dies umso mehr, als eine sehr ehrgeizige Dramaturgie vorgesehen war, um den „Entwurf für die Zukunft“ der Öffentlichkeit vorzustellen. Die Diskussion auf dem Podium wurde zum „Kleinen Welttheater“ hochstilisiert: die illustren Gesprächsteilnehmer figurierten mehr als Archetypen denn als Individuen: *Carl Amery* als „der Schriftsteller“, *Günter Behnisch* als „der Architekt“, *Herbert Gruhl* als „der Abgeordnete“, *Eugen Kogon* als „der Politologe“ und schließlich *Hermann Lübke* als „der Philosoph“. Durchaus keine inkompetente Gesprächsrunde, *Carl Amery* beispielsweise schrieb einen beachtenswerten Offenen Brief an *Wolfgang Harich* in Ostberlin, worin er die emanzipatorische — letztlich „orthodoxe“ — Zukunftsvision *Rudolf Bahros* gegenüber dem elitären und im Kern subalternen Zuteilungskommunismus *Harichs* verteidigte.

Der Vorhang hebt sich und die erhoffte Premierenvorstellung in Frankfurt verkommt zum Vorstadtheater. Schon der „Prolog“ macht deutlich, daß hier keine neuen Grenzen abgesteckt werden. Dabei schrieb der Forschungsminister *Volker Hauff* dieses Einleitungsreferat persönlich (und ließ es dann von seinem Pressereferenten verlesen). Doch der Minister hatte nur so frappierende Einsichten zu bieten wie diese: „Die Schwerkraft des Bestehenden, häufig genug durch Interessen geprägt, obsiegt in vielen Fällen.“<sup>3</sup> Von solch messerscharfer Analyse ausgehend, folgt dann als Richtlinie für die Politik:

„Wir werden diesen Rechtsstaat und humane Lebensbedingungen unter den Herausforderungen der industriewirtschaftlichen Wachstumsdynamik nur dann bewahren, wenn es gelingt, in kritischer und kontroverser Diskussion überzeugende Prinzipien praktischer Politik zu entwickeln.“<sup>4</sup> Jede billige Massendrucksache im Wahlkampf ist da noch konkreter.

Kein Wunder deshalb, daß die anschließende Podiumsdiskussion nicht richtig zum Laufen kam und unstrukturiert nur selten Niveau gewann. „Der Schriftsteller“ beklagt sich über die Bauern, die ihm als Städter mit zweitem Wohnsitz durch Eternitfassaden die Aussicht verschandeln. „Der Architekt“ beschwört die Monitor-Funktion der Architekten (weil sie mehr Sensibilität als Industriebosse besäßen). Auch erwähnt er lobend die konservativen Bauungsgesetze in Bayern mit ihrem das typische Landschaftsbild erhaltenden Effekt. „Der Abgeordnete“ empfiehlt die Verbesserung der Naherholungsmöglichkeiten, um Energie bei der Sonntags-Kaffeeahrt zu sparen. „Der Politologe“ sucht Ansatzmöglichkeiten für „erträgliche Lösungen“ (d.h. nicht zu radikale). Immerhin ist *Kogon* der einzige in der Runde, der einen praktischen Beitrag zur politischen Strategie liefert: er fordert die Architekten auf, „Partner zu finden für die Vernunft“ (er meint damit eine „sinngewandte Rationalität“ im Gegensatz zu einer nur funktionalen, eindimensionalen Rationalität) und er rät, diese Partner nicht in den staatlichen Funktionsträgern zu suchen, sondern im „Humus der Gesellschaft“. „Der Philosoph“ schließlich meint, wir stünden mit unseren Zukunftssorgen heute vor einem Steuerungsproblem, nicht vor einem Zielfindungsproblem.

Eine Bemerkung zum Schluß: Der BDA ist eine Organisation, die strengere Zensuren bei der Architekturausbildung fordert, um den linken, angeblich realitätsfernen Schlendrian an den Universitäten abzuschaffen. Nun denn, welche Note bekommt ein Student für einen nur aus einigen groben Skizzen zusammengesetzten Entwurf ohne konstruktive Durcharbeitung? Eine glatte Fünf. Eben.

- 1) Satzung des BDA von 1903
- 2) Einleitungsrede von *Helmut Romeick*, Präsident des BDA, am 21.6.1978.
- 3) Einleitungsreferat von Forschungsminister *Volker Hauff* zum Thema: „Reformen als Antwort auf den ökonomisch-technischen Wandel“, gehalten am 21.6.1978
- 4) Ebenda



Peter Krahulec

## Gemeinwesenarbeit - wie sie im Buche steht

Anmerkungen zu vier neuen Nachschlagewerken

In der papiernen Flut der „publish-or-perish“-Literatur könnten Fachlexika so etwas wie Leuchtturm-Funktion übernehmen: deutliches Signalement für eigenen Standort und gesicherte Wege.

Auch in Kreisen der sozialarbeiterischen Fachöffentlichkeit scheint das Bedürfnis nach grundlegender, zumindest aber gründlicher Orientierung groß zu sein: Vierfach ist es bereits in jüngster Zeit seiner Vermarktung zugeführt worden (zwei weitere Lexika/Handbücher aus renommierten Häusern stehen an).

Analysierende Rede soll sein (in der Reihenfolge des Erscheinens) von:

**Planungsbegriffe. Ein Leitfadens durch das Labyrinth der Planersprache. Von Abbruch bis Zweckentfremdung: 335 Begriffe aus den Bereichen „Planen“ – „Wohnen“ – „Bauen“ – „Stadt“;** herausgegeben vom Institut für Wohnen und Umwelt, 2. wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage, Darmstadt 1977, 10,- DM

**Arnold Schwendtko (Hrsg.): Wörterbuch der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Uni-Taschenbücher 656, Quelle und Meyer, Heidelberg 1977, 18,80 DM**

**Ruth Deutscher/Gerhard Fieseler/Harry Maor (Hrsg.): Lexikon der sozialen Arbeit, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978, 19,80 DM**

**Hauptbegriffe sozialer Praxis. Arbeitskartei für kirchliche Mitarbeiter von Egbert Haug und Manfred Gellert, Burckhardt-Haus-Verlag, Gelnhausen und Berlin 1978, 25,- DM**

Lösen sie das 'krasse Mißverhältnis zwischen dem Umfang sozialwissenschaftlicher Information, die für die Praxis relevant sind, und der Zeit, die Mitarbeitern für Lektüre und Fortbildung zur Verfügung steht (vgl. Haug/Gellert)? Ich habe die Probe aufs Exempel „Gemeinwesenarbeit“ gemacht, um Standort und gesicherte Wege des Ansatzes sozialer Arbeit zu überprüfen, der wie kein anderer die Demokratisierungshoffnungen ganzer Studentengenerationen aufhob (vgl. Graf/Raiser/Zalfen, 1976) – und der von Anstellungsträgern beschieden wurde, er sei „sein Geld nicht wert“ (vgl. Sozialmagazin 3/78) und auch aus Ausbildungsplänen zu streichen (HKM 1975).

Das anfängliche Bild von Flut und Nau-tik muß freilich für das Beispiel Gemeinwesenarbeit etwas umskizziert werden: Denn es sind weniger die 'Brandungen' originärer und leidenschaftlicher Entwürfe, sondern eher die 'Untiefen' US-amerikanischer und niederländischer Überset-

zungs- und Rezeptionsliteratur, manchmal auch die sich selbst genügsamen 'Strudel' der Projektberichte, die Hoffnungen entstehen lassen auf 'breiteres Fahrwasser' und 'tüchtige Lotsen'.

Die Planer des Darmstädter Institutes für Wohnen und Umwelt definieren bündig GWA als *Partizipationsstrategie* für Planungsbetroffene. Übernimmt bei der Anwaltsplanung der Fachmann Alternativenplanung, so wird der Gemeinwesenarbeiter gesehen als Fachmann, der mit den Bewohnern Alternativen entwickelt. Da der Ausgangspunkt in massiven städtebaulichen Konflikten liegt (Neubauviertel, Sanierungsgebiete, Obdachlosenghettos), ist die Partizipations- immer auch eine *Konfliktstrategie* gegen Stadtverwaltung oder private Investoren. Als solche werde sie „jedoch bis jetzt noch wenig praktiziert und an den Fachhochschulen nur unzureichend und ohne die Vermittlung praktischer Erfahrungen behandelt“.

Ebenso kurz angebunden (hier aber inhaltlich: nämlich lediglich an Ross und Boer/Utermann) kennzeichnet Peter Ludes (in Schwendtko) GWA als auf die „Verbesserung der soziokulturellen Umgebung als problematisch definierter, territorial oder funktional abgegrenzter Bevölkerungsgruppen“ gerichtet. Wird die Bevölkerung als problematisch definiert, ergibt sich folgerichtig eine *Anpassungsstrategie*: „eine Anpassung der Problemgruppen an die Umgebung“, eine „Veränderung der (Einstellungen, Verhaltensweisen der) Umgebung“. Der Interaktionismus der Ross'schen fünf Etappen begreift „mächtige Interessengruppen aus Politik und Wirtschaft“ als „außerhalb des direkten Bereichs“ von GWA; hat also keinen Begriff von ihnen – und auch keinen Zugriff. Einäugigkeit, auf Gruppen-interna „gemäß den entsprechenden kulturellen Normen“ gerichtet, ist Vater des Gedankens „wünschenswerter Veränderung“. Dazu fällt dann freilich nur Boer/Utermann (1970!) als Literaturverweis ein (bei der „Sozialen Einzelhilfe“ etwa zählt man immerhin sieben Titel). Wo die Zeit schon stehen bleibt, braucht der Leser nicht auch noch zu verweilen.

Beidäugigkeit, zumindest also differenziertere Sichtweise, zeichnet Jürgen Krauss (in Deutscher/Fieseler/Maor) aus. Im ökologischen Verursachungszusammenhang ansetzend, scheinen ihm „Lebensbedingungen und Lebensbereiche behandelbar“. Als *Emanzipationsstrategie* ist GWA „im wesentlichen Bildungsarbeit, die von den unmittelbaren Wünschen und Problemen der Menschen im Wohngebiet ausgeht, zu

veränderndem Handeln motiviert und Einsicht in strukturelle Bedingungen von Konflikten vermittelt“. Als Interventionsinstrument zu Zeiten politischer und ökonomischer Krisen war und ist GWA jedoch immer auch *Befriedigungsstrategie*, die „partiell-kompensatorische Teilhabe“ ermöglicht, um Loyalitätsverlust der Wohnbevölkerung und staatliche Legitimationskrisen zu vermeiden. Ein historischer Exkurs (settlement, Nachbarschaftsheime, SAG, re-education) zeigt zweierlei: Erstens, Community Development und Organisation sind durchaus „in den USA getragen von der ernsthaften und engagierten Suche nach der verlorengegangenen beziehungsweise unglaublich gewordenen demokratischen Praxis des Alltags“; zweitens, ihre Rezeption in der BRD blieb weitgehend „round-table-Ideologie“, da sie weder die unterschiedlichen kommunalpolitischen Bedingungen reflektierte, noch von Klassenkonflikten im Reproduktionsbereich ausging, sondern „Konflikte ohne grundlegende gesellschaftsstrukturelle Änderungen als grundsätzlich lösbar suggeriert“. Ebenso läßt die „originelle und ideereiche Pragmatik niederländischen 'opbouwwerks' über weite Strecken hinsichtlich ihrer theoretischen Fundierung unbefriedigt“. Entsprechend widersprüchlich stehen sich nach Jürgen Krauss die wesentlichen Strömungen in der gegenwärtigen GWA gegenüber: die professionalistische Richtung (Sozialtechnologie und Freizeitpädagogik) und die politisch-pädagogische Richtung (gewerkschaftliche Orientierung und Bildungsarbeit), die sich allerdings als berufliche Tätigkeit „eindeutig von der Stadtteilarbeit politischer Organisationen unterscheidet“. Im Konzept 'ategoriale Gemeinwesenarbeit' (Bolz/Boulet) scheint sie einlösbar und die „Vermittlung zwischen Bedürfnis und Interesse erfolgversprechend“ als „dialektischer Prozeß zwischen individuellen und Gruppenentwicklungen einerseits und politischen Aktionen im Stadtteil andererseits“. Die „emanzipatorische Breite“, die Jürgen Krauss für dieses Konzept konstatiert, gilt auch für seinen Beitrag!

Vom Erkenntnisinteresse getragen, „GWA ideengeschichtlich auf Impulse christlicher Tradition zurückzuführen“, ist der Ansatz von Egbert Haug und Manfred Gellert vom Burckhardt-Haus. In der Tat haben die Konzepte „Kirche für die Welt“, „Liebe durch Strukturen“, „Kirche mit anderen“ und die Kirchen als Anstellungsträger faktisch die Entwicklung von Gemeinwesenarbeit in der BRD entscheidend beeinflusst. Dennoch: „Für wen GWA was leisten soll, ist umstritten“; jedoch durchziehen „grundlegende Alternativen“ die Kontroversen:



*Integrations- versus Konfliktstrategie* (exemplarisch Ross vs. Alinsky), Sozialpädagogik versus Politisierung (Verweis auf Freire, Illich, Negt), *Arbeitsprinzip* versus *Profession* (Stadtteilorientierung vs. spezieller Beruf). Sie realisieren sich in fünf Handlungsmodellen, als deren Oberbegriff GWA gesehen wird: „Selbsthilfeinitiative“ – „Gemeinwesenentwicklung“ – „Partizipative Planung“ – „Soziale Aktion“ – „Stadtteilarbeit“. „Kirchengemeinden ertragen von den fünf Handlungsmodellen der GWA am ehesten noch Selbsthilfe-Initiativen ... und die Delegation von Mitarbeitern in Gremien partizipativer Planung. Die Erfahrungsberichte von GWAern in Kirchengemeinden (vgl. Dennig/Kramer) sind weit hin Mißerfolgsberichte.“ Denn die sozialen Konflikte, in die GWA parteinehmend eingreift, wiederholen sich „unter kirchlichen Vorzeichen“ noch einmal: die „Mühseligen und Beladenen“ und die „Etablierten“. Redlich und anregend argumentieren Haug und Gellert für die Diakonie als eigenständiges und gleichgewichtiges Aufgabenfeld der Kirchengemeinde, wohl wissend, daß im Konfliktfalle der Verkündigung die Option gehört. Bei einem einflußreichen Träger sozialer Arbeit dennoch weiterhin „Beachtung der strukturellen Ursachen individuell sich zeigender Probleme“ herzustellen, ist ihr Verdienst.

Die Zahl mehrerer Beschreibungs- und Erklärungsversuche darf nicht mit ihrer Mehrzahl verwechselt, geschweige denn als Wissenschaftspluralismus ausgegeben werden. „Von Brentano beschreibt in einer ideologiekritischen Analyse der Funktion und Genese des Begriffs Wissenschaftspluralismus den Legitimierungsprozeß, als dessen Resultat schließlich eine einzige, den Bedürfnissen der kapitalistischen Gesellschaft optimal angepaßte Wissenschaftsauffassung übrigbleibt (vgl. von Brentano, 1971). Diese ist der kritische Rationalismus, für den die 'Theorie der Sozialarbeit' von Rössner beispielhaft ist“ – darauf weist H. Lukas in einer neueren Einführung in SA/SP hin (Lukas/Mees-Jacobi/Schmitz/Skiba, 1977).

Was das für die Praxis von Gemeinwesenarbeit heißt, das faßt Kurt Mesle in 'Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit' 2/77 wie folgt zusammen:

„Die im Bereich der sozialen Arbeit durch Gemeinwesenarbeit (GWA) zunächst verursachte Aufregung hat sich unseren Ergebnissen zufolge inzwischen gelegt. Sozialarbeit hat – wieder einmal – ihr traditionelles Ziel der Beschwichtigung und oberflächlichen Harmonisierung, diesmal auch innerhalb ihrer eigenen Reihen erreicht. Die Chance, mit den Mitbürgern strukturelle Veränderungen zu realisieren, wurde nicht wahrgenommen. Die übriggebliebenen neuen strategischen Grundorientierungen, die in diesem Arbeitsbereich (noch) anzutreffen sind, lassen der Hoffnung nur wenig Raum, daß die deutsche GWA einen Weg aus ihrer Anpassungsfunktion heraus zu innovationsstrategischem sozialem Handeln finden könnte, das ausschließlich den Benachteiligten dient. Wir haben wenig Anlaß, optimistisch sein zu dürfen.“

Lore Ditzen

## Bücher zur zeitgenössischen Architektur

Drei Gesichtspunkte akzentuieren derzeit Veröffentlichungen zur zeitgenössischen Architektur. Es sind das: der Aspekt der Erhaltung und Revitalisierung des Bestehenden, die damit verbundenen sozialen Fragen und der neue Aufbruch in eine Auseinandersetzung um gestalterische, formale Fragen. Es ist kein Irrtum, wenn ich den Erhaltungsaspekt ebenfalls der „zeitgenössischen“ Architektur zurechne: ihre Integrationsfähigkeit, ihr formales Können, ihre Kraft zur Kontinuitätsbildung ist nicht nur von der wertvollen, „denkmalswürdigen“ sondern auch der gewöhnlichen „Altbausubstanz“ gefordert. Unter diesen Gesichtspunkten habe ich einige der Veröffentlichungen ausgewählt, die hier vorgestellt werden sollen. Kulturgeschichte und eben auch Architekturgeschichte ist heute nicht mehr nur eine Geschichte schöner Bilder und stilistischer, formaler, Übereinstimmungen; selbst ihre prägnanteste Disziplin, die Kunstgeschichte, hat ihre Fragestellungen in soziale und ökonomische Bereiche erweitert. Kulturhistorische Darstellungen heute müssen sich die Frage nach der Berücksichtigung dieses Maßstabs gefallen lassen.

Die Antwort fällt bei dem umfangreichen Werk, das hier als erstes zur Hand genommen wird, nur für den einen Band befriedigend aus, der die zeitgenössische Architektur betrifft. *Belser-Electas „Weltgeschichte der Architektur“*, ein Standardwerk zur Baukunst, wie es seit dem berühmten „Handbuch der Kunstwissenschaft“ keines mehr gegeben hat, umfaßt, pro Stück etwa ein Kilo schwer, 14 Bände, von fernem und primitivem über frühe Hochkulturen bis in die abendländischen Epochen. Es ist ein ehrgeiziges, üppig ausgestattetes und von prominenten Spezialisten besichtigtes Unternehmen unter der Leitung des italienischen Konstrukteurs und Architekten Pier Luigi Nervi, mit in die Tausende gehenden Fotos, Stichen, Perspektiven, Isometrien, Aufrissen, Ansichten, Grundrissen, kurz – jeder Art von optischer Information, die – besonders in den Fotos – manchmal auch in ihrer Perfektion optisch überwältigend, um nicht zu sagen erdrückend ist. Soviel zum allgemeinen dieser Mammut-Baugeschichte, die als Gemeinschafts-edition der Verlage Belser in Stuttgart und Electa, Mailand, erscheint, und nun zum Speziellen: „Architektur der Gegenwart“ von *Manfredo Tafuri* und *Francesco dal Co*. Tafuri ist einer der wichtigsten Architekturtheoretiker des in dieser Hinsicht ohnehin gut ausgestatteten Italien: Von dort sind, neben Frankreich, in den letzten Jahren die wichtigsten Neuansätze in der Wissenschaft gekommen, in denen eine Synthese zwischen gestalterischen und gesellschaftlichen Fragestellungen versucht wird. Auch dal Co hat sich mit Untersuchungen – z.B. zur städtebaulichen Entwicklung der Sowjetunion – einen Namen gemacht. Die beiden Autoren entwerfen ein mondiales Panorama der zeitgenössischen Architektur: parallele Entwicklungen in Europa und Übersee, ausgehend von jener Endphase, die für einen Mann mit ähnlich umfassendem Darstellungsanliegen, *Siegfried Giedion*, in seinem die europäische Avantgarde sekundierenden Werk *Raum, Zeit und Architektur* noch ein Neuanfang schien: dem Jugendstil.

Sie handeln ihr Thema vorzugsweise am Beispiel des Wohnungs- und Städtebaus ab, nicht als eine Geschichte von Architekturmonumenten. Einzelgebäude wie Flughäfen, Konzertsäle, Festhallen werden hier als Träger bestimmter formaler Tendenzen ins Bild gesetzt. So finden sich – zum ersten Mal in dieser umfassenden Übersicht – in einem Band vereint: die städtischen und die antistädtischen Konzepte der Welt: Gartenstädte und Vorortsiedlungen, korrespondierend mit urbanistischen Verdichtungen, mit Wolkenkratzern in den USA, den neuen Städten der Sowjetunion, den programmatischen Massenblocks der Wiener Arbeiter-Wohnhöfe und ihren bürgerlichen Gegenmodellen, kleinbürgerlich-autoritären Planungen von Nationalsozialismus und Faschismus und den revolutionären Utopien des kurzlebigen „Neuen

Bauens“ in der Sowjetunion, wohin ein großer Teil der europäischen Architekten sich Ende der 20er Jahre hoffnungsvoll wandte. Daneben die europäischen Formzertrümmerer aus den ersten Dezennien des Jahrhunderts – Futuristen, Dadaisten, Konstruktivisten, phantastische Expressionisten – und die Internationale der Utopie aus den beiden letzten, unseren, Jahrzehnten. Tafuri und dal Co sind nicht auf die Darstellung von Leistungen aus, sondern auf die von Widersprüchen, zu denen – einige Beispiele aus dem Text sollen das bezeugen – auch der zwischen dem schöpferischen einzelnen und den Kräften gehört, die die Gesellschaft der Individuen verändert.

„Die Unbeständigkeit und Zufälligkeit, die die Beziehung zwischen Intellektuellen und Institutionen nach den tiefgreifenden sozio-ökonomischen Umwandlungen der 30er Jahre kennzeichnet, gehen in der zweiten Nachkriegszeit stark zurück. Die 1945 anlaufenden Prozesse, ja, selbst das Klima des 'Kalten Krieges' und die einschneidenden Veränderungen im kapitalistischen System auf der einen Seite und die Konsolidierungsphänomene in den sozialistischen Ländern auf der anderen, bringen gewaltige Neustrukturierungsprozesse und ein Erstarren der Institutionen mit sich.“

Ein Verwechseln der Rollen von 'Wissen' und 'Macht' ist nun nicht mehr möglich: Das Entstehen neuer und dynamischer Massenbewegungen läßt einen neuerlichen Anspruch auf privilegierte und autonome Bereiche für die intellektuelle Arbeit anmaßend erscheinen, deren Funktion und Organisation immer mehr das strukturelle Sich-Wiederholen der sozialen Arbeitsteilung widerspiegeln. Das bedeutet, daß der Raum der Ideologie immer enger wird, je weiter die kapitalistische Entwicklung und die Neustrukturierung der sozialistischen Wirtschaftspolitik in jeden einzelnen Bereich des politischen und sozialen Gefüges vorstoßen, um in diesem schließlich nahezu aufzugehen.

Die Architektur kann nur die neuen Vergleichsparameter akzeptieren und das Erbe jener 'bewegten Jahre' rücksichtslos dem 'politisch durchdrungenen' Fachbereich anpassen – in neuen, äußerst dynamischen Formen der Arbeitsteilung – oder sich in die Selbstbeachtung, in den goldenen Käfig einer sich selbst widerspiegelnden Formensprache, zurückziehen. Doch um dies zu erkennen, war es nötig, selbst von den Resten der großen Illusionen und Mißverständnisse loszukommen, die in der Vorkriegszeit in der zweideutigen Beziehung zwischen Avantgarde und Planungstheorie lagen.

Die 'Krise' der Internationalen Architektur, über die sich das Wehklagen der Hüter der modernen Bewegung erhebt, ist nichts weiter als die Geschichte dieser positiven Rollenbescheidung, für deren Verständnis eine zweifache historische Auslegung vonnöten ist: jene der institutionellen Umwandlung der Planungspolitik und ihrer Entsprechung auf architektonischer Ebene, wobei deren Verflechtung – so eine solche besteht – oder deren ausgeprägte Gegen-sätzlichkeit aufzuzeigen ist.“ (S. 311)

Widersprüche nicht nur zwischen dem schöpferischen einzelnen und der von ihm nicht mehr beeinflussbaren Veränderung der Welt, die in der Normung der Architektur der privaten wie staatskapitalistischen Bürokratie verodet. Die großen Meister der Architektur glaubten noch an ihre Fähigkeit der Einwirkung durch gestalterische Konzepte; selbst ein so strenger Rationalist wie der aus der Bauhaus-Direktion wegen seiner Bedürfnisse regelnden Architektur für möglich. *Le Corbusier* entwarf die Wohnmodelle einer Cite Radieuse, *Gropius* versuchte es mit der Systematisierung gestalterischer Probleme durch das Bauhaus, *Frank Lloyd Wright* mit mythisch überhöhten Gemeinschaftskonzepten. Widersprüche auch zwischen diesen bewunderten Vorbildern und ihren



bewundernden, aber ratlosen Nachfolgern, die nicht nur den Glauben an die Heilung der Welt aus der Macht der gestalterischen Kreation verloren haben, sondern auch den an die kompromißlose Nüchternheit im Namen sozialer Gleichheit.

*Autobiographien, Rückkehr zu den Anfängen sowie schonungslose 'subjektive Zeugnisse': Das sind die letzten Botschaften der 'Meister' der modernen Bewegung. Oder – wie bei Gropius – ein passives Auf-sich-Nehmen einer als an sich nicht veränderlich beurteilten beruflichen Realität.*

*Der jungen Generation, die im Fachbereich Architektur ein Bemühen konzentrieren wollte, das zu strukturellen Veränderungen führen sollte, mußten diese Botschaften hermetisch, wenn nicht gar unbrauchbar erscheinen. Die Entfernung zwischen der wiedererrungenen Unabhängigkeit der Ausdrucksformen und dem Erbe eines Ernst May, Martin Wagner oder Cor van Eesteren wird unüberbrückbar, während die durch die kapitalistische Reorganisation des Produktionsbereichs entstandenen neuen Probleme, neue Thematiken und wahre Revolutionen in der Struktur der intellektuellen Arbeit bewirken. Mit dieser dramatischen Dichotomie haben sich von den 50er Jahren bis heute die Generationen, die das schwierige Erbe der modernen Bewegung übernehmen, auseinanderzusetzen.“ (S. 363)*

Kann, so fragen die Autoren, unsere Zeit überhaupt noch eine gültige Formensprache entwickeln, die über gesellschaftliche Veränderungen hinweg und jenseits ökonomisch bedingter Verschleißprozesse dem Augenblick Dauer verleiht und eine Kontinuität subjektiver wie kollektiver Erkennungsmerkmale sichert? Die Nachschöpfer kurzlebiger Erinnerungsbilder aus der modernen Zivilisation wie Denise Scott Brown und Robert Venturi, oder Charles Moore in den USA finden dabei ebenso wenig Gnade vor ihren Augen wie etwa die mit klassizistischen Versatzstücken und technoiden Formen elegant montierenden James Sterling, Hans Hollein oder die vom Brutalismus zum neuen Naturmythos umgeschwenkten Alison und Peter Smithson. Sie antworten am Ende mit einem Namen, einem einzigen, dem des Italieners Aldo Rossi. Rossi versucht, formaler Willkür wie der Belieblichkeit des Zufalls gleichzeitig zu entkommen. Er schafft einfache strenge Gebäude, in denen sich die elementare Formensprache eines geometrischen Alphabets – Würfel, Kegel und Zylinder z.B. – auf bescheidene aber eindringliche Ausdrucksformen reduziert, eine archaische, zur Monumentalität neigende Architektur, die Rossi von Kritikern den Vorwurf des „Faschistoiden“ eingetragen hat. Tafuri und Dal Co beschwichtigen ihre Hoffnung auf Rossi mit der resignierenden Bemerkung: „Auch hier scheint der Abgrund, der solche Versuche von der Realität unserer Produktionsverhältnisse trennt, unüberwindbar.“

Es gibt Bücher, die man besser übersieht, und andere, die man nicht übersehen darf, so schlecht sind sie. Das gilt auch für billige Bücher. Anzuschwärzen ist hier ein als „Sachbuch“ firmierendes *rororo*-Bändchen mit dem Titel „Moderne Architektur“ und der weiträumig alliterierenden Unterzeile: „Fundamente, Funktionen, Formen“. Der spanische Verfasser Jose A. Dols, dem der Rowohlt-Verlag eine offenbar sachkundige Übersetzerin beigeig hat sich mit seinem Versuch, die Entwicklungsgeschichte und die Probleme von Architektur und Städtebau zwischen 1900 und den siebziger Jahren weltweit darzustellen, von vornherein übernommen. So handelt er alle Phänomene, einzelne Aspekte, einzelne Architekten, ja ganze Länder und Kontinente, dazu Fertigungsmethoden und Technologien – also Themen, die zu Recht in spezialisierten Einzelveröffentlichungen oder wenigstens dicken Büchern behandelt werden – in Kürzestfassungen manchmal nur weniger Spalten ab, die nicht einmal den Vorzug lexikalischer Informationsdichte haben.

Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Ein weiteres Schlimmes sind die Bildbeigaben, die – ohne Seitenzuweisung – willkürlich in die Seiten geschmissen, allenfalls den Reiz rätselhafter Überraschung bieten können. Doch

auch dies, es mag auf das Konto des Verlages gehen, ist noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, daß der Verlag das alles nicht merkt und daß er dieses Erzeugnis einer nicht einmal fleißigen, sondern nur herumirrenden Feder nicht etwa heißt wie einen Bericht aus der Anarchoszene oder aus jüngsten Bestseller-echos als Übernahme eines druckfrischen Angebots offeriert hat (was ja immer vieles entschuldigt): Das so hilflos geschriebene, brav, aber nicht zulänglich übersetzte Buch erschien in seiner spanischen Originalfassung 1973. Seither ist der Begriff „Moderne Architektur“, unter dem es läuft, um einige viel diskutierte Facetten bereichert worden.

Das Allerschlimmste aber kommt erst noch, und das ist die Frechheit, mit der mit dem Namen eines angesehenen und interessanten Mannes spezielleres Leserinteresse geködert wird. Als Autor nämlich wird neben dem Spanier Dols auch Christopher Alexander genannt – als Interviewpartner, wie es heißt. Man erwartet bei dieser Nennung ein durchgängiges Gespräch. Christopher Alexander nun ist des Interesses wert. Er ist ein führender Architekt und Umwelt-Theoretiker, der jetzt das Umweltforschungszentrum der Universität Berkeley leitet. Der 1936 geborene Alexander gehört zur ersten Generation von Planern, die sich gesellschaftlicher Fragestellungen des Planens und Bauens unter interdisziplinären Gesichtspunkten annahmen. Alexander hat als Anwalt eines humanen Bauens folgerichtig die Möglichkeiten untersucht, den Nutzer an Planungsprozessen zu beteiligen; nur von einem dieser Versuche – beim Bau einer Musikhochschule an der Universität Oregon – handelt das Interview, das Neugier weckt – und alle weitergehenden Fragen offenläßt. Was ist seit 1973, in dem das geschilderte Projekt in vollem Gange war, nun weiter geschienen? Auch darauf gibt es, natürlich, keine Antwort.

Das Buch hat nicht, was man gemeinhin eine „gute Presse“ nennt. Kommt die Rede auf „Architektur in der Bundesrepublik“ von Heinrich Klotz – ein Panorama in Gesprächen mit sechs Architekten – dann äußert sich fast immer verlegenes oder direktes Unbehagen. Das mag zunächst ganz vorgeründig an einem Widerspruch zwischen Aufmachung und Inhalt liegen oder, wie es in der Architekturterminologie hieße: Form und Funktion: Der freie unredigierte Lauf der Gespräche, der nach des Autors eigenem Bekenntnis auch „Banalitäten“ enthält, und die massive Leinenausgabe mit dem großzügigen Druck auf schwerem Papier wollen nicht so recht zueinander passen; eine ähnliche frühere Veröffentlichung von „Architektur im Widerspruch“ mit Interviews aus der amerikanischen Architektur-Szene schien im Paperback völlig angemessen untergebracht. Ein zweiter Einwand gegen das Buch, den man häufig hört, gilt der Beflissenheit, ja wie es heißt „unkritischen“ Art des Autors respektive Interviewers Klotz. Nach der ersten flüchtigen Lektüre habe ich diesen Vorbehalt geteilt, beim zweiten gründlichen Durchgang ist er nicht aufrechtzuerhalten: Klotz ist höflich und gibt auch gern ein Argument vor, aber er ist auch beharrlich, bleibt an seinen Fragen mit vielen Zusatzfragen dran oder nimmt sie wieder auf. Daß das in dialogischer Manier geschieht und nicht in apodiktischer, scheint mir eher ein Vorzug: So offen und umgänglich sollte man über Phänomene unserer Umwelt und der sie bewegendenden Kräfte wieder reden lernen.

Heinrich Klotz hat sich sechs Architekten herausgesucht, führende Protagonisten verschiedener Richtungen und Auffassungen, um Antwort auf die Frage zu finden, wie denn „Bauen“ wieder Bau-Kunst werden könne.

Gegen seine Auswahl ist nichts einzuwenden: Die sechs repräsentieren Originalität, Bauvolumina, Einzelgängertum, Team-Arbeit und Innovationskraft. Gottfried Böhm, den man als expressiven Sonderfall hier vermißt, hat nicht reden, sondern lieber weiterbauen wollen. Schade, das wäre gerade wegen Böhms formaler Willkür einerseits und wegen vieler seiner sehr sorgsam abgewogenen Detailösungen interessant gewesen. Auch Gutbrod wäre seines Bauvolumens wie der anthroposophischen Komponente wegen interessant ge-

wesen, und es ist schade, daß Klotz mit der Begründung „mit Weltweisen“ nicht reden zu können, davon abgesehen hat.

Die Gespräche, die ohne übereinstimmendes Schema jeweils dem Werk oder den Erfahrungen des einzelnen Architekten zwanglos folgen, bringen so zwar keine oder nur relativ wenige vergleichbare Auskünfte (was ein Mangel ist), berühren aber insgesamt die meisten wichtigen Fragestellungen, die im Zusammenhang mit dem Bauen heute auftreten. Mit Günter Behnisch spricht er wie mit Frei Otto erst mal ausführlich über das Olympiastadion samt allen Implikationen einschließlich der Kosten, vor allem mit Behnisch aber über „Demokratie als Bauherr“ und das Verhältnis von Monumentalität und Funktionalität, mit dem Hochhausarchitekten Helmut Hentrich über das Repräsentationsgebäude der Wirtschaft, das ästhetisch Besondere mit dem dauerhaften Duft der großen weiten Welt, mit Hans Kammerer über Ensembleschutz und anpassendes Bauen sowie resümierend über das Unvermögen der Soziologie, die „lebendige Einbildungskraft der Architekten“ durch Daten zu stimulieren. Das daran anknüpfende Gespräch über Stadtplatzgestaltung und -nutzung, zu lang, um hier wiedergegeben zu werden, findet eine Parallele im Gespräch mit Oswald Mathias Ungers, dem Wortführer einer neuen, an Elementen und „Fragmenten“ reichen, aber durch Grundregeln gebändigten Architektur. Ungers, der stärkste Vermittler zwischen den gegenwärtigen internationalen Tendenzen und eigenen morphologischen Vorstellungen, hätte allerdings eingehender und härter befragt werden müssen, vor allem auf den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem. Was heißt denn wirklich „Situationsbindung“ bei Ungers – vor allem in der Stadt? Aber Klotz steht dem Ungers'schen Baukunstwollen wohl zu nahe, um da kritisch ranzugehen.

Bei so heterogenen Persönlichkeiten und Fragestellungen lassen sich natürlich keine Übereinstimmungen erzielen, und Klotz hat das, trotz der reklamierten Hoffnung auf wegweisende Antwort zu einer neuen Baukunst auch nicht in einem Nachwort versucht. Auf seinem Weg findet man nur weitere Baukünste. Auch bei einem Mann, der sich nachdrücklich dem industriellen und systematisierten Bauen verschrieben hat, dem Verfasser eines Plädöyrs für serielle Architektur, Wolfgang Döring, Elemententwerfer, Raumschachtelkompositeur, dabei ein Poet, der, wie Klotz sehr schön sagt, „mit Katalogteilen Gedichte schreiben möchte“ und solche poetischen Konstrukte in Gestalt von Häusern auch verfaßt hat, nimmt mit der eigenen Entwicklung zugleich die Hoffnung einer ganzen Epoche selbstkritisch unter die Lupe:

„Mir wird unheimlich, wenn ich daran denke, was ich da alles angefangen habe. So haben wir vor zwölf Jahren ein Bausystem entwickelt für Nachbarschulte, ein System aus Raumelementen. Das sind so eine Art Schuhschachteln: 2,50 m breit, 3,20 m hoch und 7,50 m oder 10 m lang. Die kann man endlos addieren, in der Höhe allerdings nur bis zu zwei Geschossen, aber in der Flächenausdehnung bis zum Horizont, wenn Sie wollen. Und damit sind einige Zehntausende von Schulklassen und Wohnheiten gefertigt worden, fast immer ohne Beteiligung eines Architekten, ohne daß irgendeiner die Proportionen untersucht, die Einheiten städtebaulich geordnet hätte. Das Problem der Optimierung von Quantität – nicht von Qualität, wenn man so will.“

Klotz: Ist das nicht Ihr Dilemma: auf der einen Seite sehr durchdachte, auch ästhetisch gelungene Einfamilienhäuser zu bauen, und auf der anderen Seite zu einem Bautechnologen geworden zu sein, der auf seine Entwicklungen keinen Einfluß mehr hat?

Döring: Auf deren Verwertung und Anwendung habe ich kaum Einfluß, und das ist eine Angelegenheit, die mir sehr gegen den Strich geht, muß ich sagen. Ich bin mittlerweile soweit, daß ich nicht mehr ganz so froh diesen Fertigbaugeschichten entgegensetze. Und dummerweise habe ich mir hier einen Namen gemacht, der mich auf diese Dinge festnagelt. Die Leute sagen: Geh doch zu dem Döring, der entwickelt dir so etwas. Und wenn



ich nachher sehe, was dabei oft herauskommt, schafft mir das Unbehagen. Wenn ich einen Strich ziehe unter das, was ich hier bis heute getan habe, wenn ich als Vierzigjähriger danach frage, welche Perspektiven für mich im Bereich industriellen Bauens noch offen sind, dann habe ich doch ein ungutes Gefühl."

Soviel zu Heinrich Klotz „Architektur in der Bundesrepublik“. Nachtragen möchte ich noch, was ich durchgehend bei allen Interviews vermisste: eine einfache Fragestellung. Alle genannten Architekten sind Hochschul-lehrer: Der gemeinsame Nenner für die Suche nach einer neuen Baukunst, die Klotzens Thema ist, hätte vielleicht in der Frage nach Kriterien heutiger Architekturausbildung bestehen können.

Zweimal kehrt in den beiden Veröffentlichungen zum Thema Neues Bauen in alter Umgebung, wie schon in Klotz' monographischem Interview, die Stuttgarter Stiftskirche in den Spiegelglaswänden von Kammerers Commerzbankgebäude gedoppelt wieder. Es ist sicherlich eines der originellsten, avanciertesten und zugleich einfachsten Beispiele „anpassenden Bauens“, das sich denken läßt. Beide Bücher sollten jeden interessieren, der aufmerksam die Veränderung seiner Umgebung verfolgt.

Das erste, verfaßt von Gerhard Müller-Menckens, einem Architekten, ist in der Verlagsanstalt Alexander Koch, Stuttgart, erschienen und trägt den Titel „Neues Leben für alte Bauten“.

Müller Mencken gliedert sein Buch in vier Hauptabschnitte: Die Stadt mit den Fußgängerbereichen, Stadtquartiere in ihrer jeweiligen Eigenart, „umfunktionierte“ alte Bauten und „Neu neben Alt“. Die Beispiele reichen von Umbauten und Wiederaufbauten alter Gebäude in Museen, Bibliotheken, Parlamente, Hotels und Bürohäuser bis zum Wohnquartier und Wohnhaus, von der geretteten Restsubstanz bis zum kontrast-, aber immer noch beziehungsreichen Gegensatz im Neubau. Müller Menckens Suche nach dem „Continuo“, wie er sagt, in der Stadtgestalt, orientiert sich an Maßstab, Struktur und Material, also sowohl an einem Entwurf Frank Lloyd Wrights für den Canale Grande wie in auf alten Baulosen wieder errichteten Stadthäusern Kölns oder in seinem eigenen Entwurf für das Parlamentsgebäude am Bremer Marktplatz. Aber gerade hier zeigt sich, ähnlich wie in manchen Beispielen aus Köln, wo ja nach dem Krieg im Umkreis des Rathauses eine Spitzdachverordnung erlassen wurde, deren meist kraftlose Verlegenheitslösungen nur die oberflächlichste Übereinstimmung aufrechterhalten, wie fragwürdig ein „anpassendes Bauen“ sein kann, das zu augenfällig auf bestimmte äußere Erscheinungsformen Rücksicht nimmt. Müller-Menckens legt jedoch insgesamt so zahlreiches Bildmaterial vor und stützt es mit reflektierenden Zeichnungen, mit Grundrissen, Ansichten, Einsichten in Häuser, mit Lageplänen und Gesamtskizzen verschiedener städtischer Situationen, das der Leser Gelegenheit erhält, sich über die Aspekte der verschiedenen Beiträge zum „anpassenden Bauen“ hinlänglich zu informieren.

Wer nicht so eingehende Informationen, aber anschauliches Material zu vergleichender Orientierung sucht, sei auf den Band „Neues Bauen in alter Umgebung“ verwiesen, der als Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der „Neuen Sammlung München“ erschien. Wie alle Veröffentlichungen aus diesem Hause, nimmt auch diese durch die deckungsgleichen Qualitäten von Bild, Text und Typographie für sich ein: die, um es mit dem Titel einer früheren Publikation zu sagen, „Verborgene Vernunft“ des Produkts, das sie darstellt. Man findet hier, begleitet von klugen und kurz gefaßten Texten von Manfred Sack und Christian Norberg-Schultz ähnliches Anschauungsmaterial wie Müller-Menckens es verwendet, aber es ist – bei größerer Beschränkung – noch interessanter. Etwa mit der Heranziehung und Konfrontation hervorragender ausländischer Lösungen, die listige Prüfung von ganz gegen-

Fortsetzung auf S.88

## Filme

Folkert Lüken, Paul Hoffmann

# Neue Filme zur Wohnungsfrage

Bericht von den Kurzfilmtagen in Oberhausen (21.-28.4.78)

Ausgewertet wurden die 10 Informationstage (21.-23.4.) mit Filmen aus der BRD und Westberlin, die offiziellen Beiträge zum internationalen Kurzfilmwettbewerb (23.-28.4.) und die verschiedenen Begleitprogramme. Die Angaben zu den Filmen sind z.T. unvollständig, besonders Verleih-Hinweise; diese können erfragt werden bei:

Westdeutsche Kurzfilmtage, Grillostr. 34, 4200 Oberhausen 1, 825-1,8252652

Ein herausragendes Ereignis in Oberhausen war dieses Jahr die Retrospektive „Das Ruhrgebiet im Film“. Zwar konnte man seine begründete Kritik an der im Rahmen dieser Veranstaltung getroffenen Filmauswahl haben (es wurden von ca. 1100 zu diesem Thema erfaßten Titeln 48 aufgeführt), und es mußte auch bemängelt werden, daß es für die sowieso schon spärlich anwesende Oberhausener Bevölkerung keine Möglichkeit gab, mittels Filmeinführungen oder Nachdiskussionen sich diese „ihre“ Filme auf irgendeine Weise anzueignen, aber zweifelsfrei ist, daß diese Retrospektive einen Eindruck davon vermittelte, welche bisher unvollkommen wahrgenommenen Möglichkeiten des systematischen Einbeziehens von Film in die Forschungsarbeiten an regionalbezogenen Themen noch aufzugreifen sind. Am Beispiel von mehreren Filmdokumenten zur Entwicklung der ruhrgebietspezifischen Wirtschaftsstruktur und an sogenannte Stadt- bzw. Stadtwerbe-Filmen konnte die Retrospektive dies ansatzweise verdeutlichen. Die beiden zusammen fast 1200 Seiten starken Materialbände gleichen Titels mit vielen Angaben zu den Filmen, auszugsweisen Filmprotokollen etc. geben mannigfache weiterführende Hinweise – auch gerade – für den Sektor Stadt- und Regionalforschung:

Roland Günter, Paul Hoffmann, Janne Günter: Das Ruhrgebiet im Film, Oberhausen, 1978, Verlag Karl Maria Laufen, DM 20,-

(Siehe Kasten auf der folgenden Seite)

Von den im Rahmen der Retrospektive gezeigten Filmen sind zwei besonders zu berücksichtigen:

**Gegen Spekulanten, eine Arbeiterkolonie probt den Widerstand**

Dokumentarfilm BRD; Regie: Klaus Helle, Florence Kraak, Bernd Segin; Produktion: Deutsche Film- und Fernsehakademie Berlin, 1976/78; 16 mm, s/w, Magnetton, 87 min; Verleih: dffb, Neue Welt, Zentralfilm

Als Mitproduzent von „Flöz Dickebank“ (Arbeitlersiedlung in Gelsenkirchen) ist Klaus Helle, als Produzent von „Die meinen immer, sie können alles machen, aber mit uns nicht“ (Arbeitlersiedlung Lohberg) Bernd Segin bekannt geworden. Die Erfahrungen der Filmemacher aus der früheren Filmarbeit zum gleichen Thema kommen in „Gegen Spekulanten“ sichtlich zum Tragen. Der Kampf in der Arbeiterinitiative in

Duisburg-Homberg um den Erhalt ihrer Rheinpreußensiedlung wird bis Ende 1976 dokumentiert; und die Einblicke, die in die Diskussionen über die Schwierigkeiten um eine langfristige politische Arbeit gegeben werden, verleihen dem Film Bedeutung für andere ähnlich arbeitende Gruppen. – Die Uraufführung im Rahmen der Retrospektive wie auch die Vorstellung in Homberg selbst fand breite Zustimmung. (Vgl. auch die ausführlichere Besprechung in: Filmfaust, Zeitschrift für den Internationalen Film, Frankfurt/M., 1978, H. 8, S. 37ff.)

Mausegatt-Kraftenscheerstraße

Dokumentarfilm BRD; Regie und Produktion: Reinard Schnell, Ludwig Matthes, 1978; 16mm, s/w, Magnetton, 24 min.

Dieser – in Oberhausen ebenfalls uraufgeführte – Film über eine Arbeitersiedlung in Essen enthielt wenig Information über die Kämpfe um das lagegünstige Wohngebiet im Zusammenhang mit den neuen Nutzungsvorstellungen der Wohnungsbau-Gesellschaft (Errichtung von Sozialwohnungen trotz Denkmalschutz). Ein Bewohner berichtet, daß „wir Arbeiter unter Wohnqualität vielleicht was anderes als die oberen Zehntausend verstehen“ bzw. ein anderer: „Ich würde jedem Arbeiter empfehlen, nur unter Arbeitern zu leben“, ansonsten bleibt es bei z.T. unvermittelten szenischen Darstellungen des Freizeitlebens in der Siedlung.

Neben diesen beiden, für eine Film-Rückschau ungewöhnlichen Erstausführungen konnten 42 Filme aus den Jahren 1914 bis 1977 gezeigt werden, ergänzt durch die Vorführung einiger weiterer auf Videobänder überspielter Streifen. Auf einen Film soll besonders hingewiesen sein:

**Ende einer Straße, kein Knappenchor singt**

Dokumentarfilm; Regie: Lucas Maria Böhmer; 43 Min./470 m, 16 mm, s/w

In dieser Pionierleistung sensibel-menschlicher Filmdokumentation gelang Böhmer 1967 das Psychogramm einer (alltäglichen) Straße und ihrer Bewohner. In 3. und 4. Generation mit der Siedlung verbunden, erfahren die Menschen in der Holscherstraße in Duisburg-Neumühl eines Tages, daß ihre Häuser in den hoch(haus) fliegenden Plänen einer ehrgeizigen Verwaltung nicht mehr vorkommen: 'Flächensanierung'. Nur so könne dem wirtschaftlichen Strukturwandel der Stadt begegnet werden. Selten wohl ist der Verlust der Heimat durch un-menschliche Reißbrett-Planungen mit solcher Eindringlichkeit aufgezeichnet worden wie in dieser 43 Minuten-Dokumentation, die seit ihrer Ausstrahlung 1967 und 1971 im Archiv des WDR eingeschlossen ist. Ergreifender läßt sich die menschliche Tragik und die Rücksichtslosigkeit eines profitorientierten Stadtumbaus wohl kaum vermitteln.



## Anmerkungen zur (erhofften) Weiterverwendung der Retrospektive „Das Ruhrgebiet im Film“

In der Art eines 'Lexikons' zur Ruhrgebietsgeschichte versuchten die Autoren, die filmographischen und inhaltlichen Angaben zu den erfaßten 1.100 Filmen sowie ihre Aufschlüsselung in etwa 3.400 Verweise in ein Raster von 82 Stichworten einzuordnen.

Zu den Stichworten „Arbeiterbewegung“, „Technische Infrastruktur“, „Wohnen: Arbeiter“ oder „Theater“ beispielsweise finden sich nicht nur die inhaltlich dort einzuordnenden Filme und Verweise, sondern ebenso Informationen und Daten zur historischen Entwicklung des jeweiligen Sachverhaltes im Ruhrgebiet!

Ziel der Dokumentation war es, ein erstes Abbild der noch immer nicht geschriebenen (Lebens-)Geschichte der Millionen Menschen aufzuzeichnen, die in einem ereignisreichen Jahrhundert diese Industrielandschaft schufen und prägten; ein Gegengewicht zur Festschrift-Geschichtsschreibung aus der Distanz der Chefetage. Gefragt wurde so u.a., wie sich die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiterbevölkerung dieser Region im Film widerspiegeln.

Darüber hinaus finden sich in den beiden Bänden Erfahrungsberichte von Filmemachern und Medienfachleuten, die im Ruhrgebiet arbeiteten. Die Umstände der Erarbeitung dieser Retrospektive lieferten ebenfalls wichtige Erkenntnisse.

Bei den zweijährigen Recherchen wurde vor allem eines klar: So unzulänglich – weil überwiegend aus der Repräsentantenebene berichtend – die Fernsehberichterstattung auch ist, so stellt dieses in den Funkhäusern gestapelte Material oft schon nach einem Jahrzehnt ein wichtiges Zeitdokument dar (z.B. Kohlenkrise 1967). Hinzu kommt eine Anzahl von wenigstens teilweise engagiert analysierenden Dokumentarfilmen und Features, die zumeist im Auftrag der Sendeanstalten von außenstehenden Filmemachern erarbeitet wurden.

Im *Wettbewerbsprogramm* liefen drei Filme, die inhaltlich mehr oder weniger deutlich vor dem Hintergrund von Verstädterungs- und Landumwidmungsproblematiken angesiedelt waren:

### Rocinha Brasil

Dokumentarfilm Brasilien; Regie: Sergio Peo (Architekt); Produktion: Sergio Peo, Lente Filmes Ltda., 1977; 16 mm, Farbe, 18 min (englische Untertitel)

Der Betrachter folgt der Touristenkamera in den Favela Rocinha, das mit etwa 100.000 Einwohnern größte Slumviertel von Rio de Janeiro: Fröhlich spielende Kinder zwischen den bunten 'shacks'; „hier kommen auf 40 Leute 3 bis 4 Bars, wo gibt's das schon wieder!“, leitet der Kommentator ein. Ein 'slum-dweller' erklärt, weshalb er gegen das Regierungsprogramm „der 'Verpflanzung' von Elendsvierteln, das 1968/69 sehr beliebt war und seit 1977 intensiv vorangetrieben wird“ (24. Westdeutsche Kurzfilmtage 1978, Filmeinführungen, Blatt 22) ist, denn: „Here I don't pay anything, no rents“. Das 'Urbanization Government' plant

Zusammengenommen stellt dieses Bild- und Tonmaterial den vielleicht wertvollsten Fundus gerade für die künftige Sozialgeschichtsschreibung dar, zwar unterschiedlich differenziert und zuverlässig, aber in aller Regel erschlossen durch Karteisysteme.

Mit Sicherheit ist es aber die bislang am schlechtesten nutzbare Quelle. Denn bei den Vorbereitungen zu dieser Retrospektive zeigte sich, sicher exemplarisch, welch wirksame bürokratische und juristische Barrieren rund um die Fernseharchive errichtet worden sind.

Die hier verstaubende „konservierte gesellschaftliche Kommunikation“ (Bubenik) könnte, zugänglich gemacht und didaktisch aufbereitet, vielfältig wiederverwendet werden, in der Berichterstattung der Medien selbst wie auch draußen, z.B. in (Fort-)Bildungseinrichtungen jeglicher Art.

Doch ist dieses Filmmaterial öffentlich-rechtlicher Anstalten bisher für die Öffentlichkeit nach der Sendung praktisch nicht mehr zugänglich. Oder durch enorme Lizenzkosten blockiert. Dagegen entwickelt der Medienexperte Anton Bubenik in einem zukunftsweisenden Aufsatz des Kataloges sehr konkrete Vorschläge, dieses „verlorene Gedächtnis“ doch noch für uns alle zu retten.

Der didaktisch gegliederte Handbuch-Aufbau der Katalogbände fordert dazu auf, mit ihnen zu arbeiten, wo immer (Ruhrgebiets-)Filme eingesetzt werden.

Die erste Auflage ist vergriffen, eine zweite politisch umstritten. Um die Notwendigkeit (der Finanzierung) einer 2. Auflage eindrucksvoll belegen zu können, wäre es derzeit Aufgabe aller Interessenten, ihren Bestellwunsch an den Veranstalter Westdeutsche Kurzfilmtage (Grillostraße 34, 4200 Oberhausen 1) zu richten, um den geldgebenden Politikern und Institutionen (Stadt Oberhausen, Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk und Landeszentrale für politische Bildung) die Bedeutung und den zweifellos vorhandenen Bedarf einer Neuauflage zu verdeutlichen.

Für die Autoren: Paul Hofmann

eine 'clearance'-Aktion mit dem Ziel, die innerstädtische Touristen-Fluktuation mittels neuer 'Brazilian architecture' zu erhöhen. Die existentiell bedrohten Bewohner dieses Quartiers verlassen ihre Behausungen, bevor sie zwangsumgesiedelt werden, obschon sie nicht wissen, wohin sie gehen sollen: „How much is the rent of a house here in the city!“. – Der Film-Tourist faßt zusammen, indem er auf seine Weise „Partei ergreift“ für den 'slum-dweller': „This is the place, he's chosen his life“, d.h. wenn er die Miete für eine menschenwürdige Wohnmöglichkeit schon nicht aufbringen kann, so sollte man ihm wenigstens die Hütte seiner Wahl (!) lassen.

### Die Umzingelte Stadt (Okruzeni Grad)

Dokumentarspielfilm, Jugoslawien; Regie: Ratko Orozovic; Produktion: Sutjeska Film, 1978; 35 mm, Farbe, 17 min. (Deutsche Untertitel)

„Ein Indianerfilm besonderer Art: die Industriestadt Sarajevo wird immer wieder umzingelt von illegalen Ansiedlungen, deren Bewohner ihre

Dörfer verlassen haben und in der Stadt ein neues Leben zu beginnen versuchen“ (24. Westdeutsche Kurzfilmtage 1978, Filmeinführungen, Blatt 15). Das Phänomen Landflucht wird als gegeben (von wem?) konstatiert, die Probleme der ehemaligen Dorfbewohner beginnen demnach anscheinend erst dort, wo die städtische Planieraupe ihre provisorische Blechbehausungen dem Erdboden gleichmacht: „Man hat uns nicht erlaubt, uns beim Niederreißen zusehen zu lassen, warum?“ ist das Einzige im Film, was dazu eine betroffene Frau fassungslos sagt; desweiteren nimmt sich der Kommentator der Betroffenen-Interessen an und stellt fest, daß die Leute „Wohnungen mit Bädern“ fordern, und korrigiert zugleich im Monolog: „Warum das, wo ihr doch kein Wasser habt!“. Synchron hierzu wird dem Betrachter auf der Leinwand verdeutlicht, welche Forderungen wohl die genehmen zu sein hätten, nämlich die nach Wohnungen in Punkthochhäusern. – Die Perspektive der Zugewanderten wird gemessen an der Fähigkeit „zur Anpassung an die Strukturen der modernen Industriegesellschaft in der Stadt“ (siehe die o.a. Stelle). Die Rolle der agrarischen Produzenten wird als untergeordnet und das Leben auf dem Lande als für die im arbeitsfähigen Alter befindlichen Menschen unattraktiv gezeichnet durch entsprechende filmische Mittel wie z.B. einer Szeneneinblendung in Weichzeichnung, die eine alte Frau zeigt, wie sie ein Rind durch die Wiese treibt. Im Schlußlied heißt es dazu verdeutlichend: „Dich Mutter vergessen können wir nicht, die Dein Busen stillte, auch wenn Du ganz verlassen bist“.

### Das Schicksal hat Leczna gewählt (Los Wybral Leczna)

Dokumentarfilm Polen, Regie: Andrzej Piekutowski; Produktion: Wytownia Filmow Dokumentalnych, 1977; 35 mm, Farbe, 16 min. (Deutsche Untertitel)

Leczna soll das künftige Zentrum eines gerade entstehenden neuen Kohlenreviers bei Lublin werden. Der Film spiegelt „den Zusammenprall von überlieferter ländlicher Lebensart und teilweise fragwürdigen 'Errungenschaften' der Industriegesellschaft“ wider, wie Karl Saurer<sup>1</sup> lapidar feststellt, und die Filmauswahlkommission gibt die kaum präzisere Information, daß „die ländliche Gemeinde sich zwangsläufig in eine Industriestadt“ verwandelt und im Film gezeigt werden soll, „wie sich die Einwohner von Leczna in diesen Veränderungen zurechtfinden“<sup>2</sup>. Tatsächlich wird jedoch weit mehr gesagt, als daß das Industrialisierungsphänomen nur einer von vielen Sachzwängen sei, denen man sich eben zu stellen habe und auf welche bewußte Politik offensichtlich keinen Zugriff haben kann; es wird nämlich einigermaßen deutlich, in welchem Stadium sich die Konvergenz der „unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen“ de facto bereits befindet. Die einzige Information zum Verhältnis von Arbeiten und Wohnen, um das es in diesem Zusammenhang konkret geht, bekommen wir von einem aus einem anderen Revier zugewanderten Bergmann, wenn er erklärt: „Hier kann man mehr verdienen, deswegen bin ich hergekommen“ und der deswegen geblieben war, „weil wir eine Wohnung bekamen“. – Im zweiten Teil des Films werden wir mit den Bauern von Leczna bekannt, die mit den längst laufenden, einschneidenden Umstrukturierungsprozessen unvorbereitet konfrontiert worden waren und jetzt mehr „Mitbestimmung“ fordern, allerdings bevor projiziert wird und die Architekten Pläne machen. Daraufhin (!) nehmen wir im Film an einer Bürgerversammlung teil – als wenn das die Bauern gemeint hätten –, auf der es einem Territorialplaner



vorbehalten bleibt, den Flächennutzungsplan mit dem ausschließlichen Kommentar „Das Schicksal hat Leczna gewählt“ erschöpfend zu erläutern! Es bleibt hierbei, obwohl ein noch verzweifelt um Verständnis bemühter Bauer auf die „Wichtigkeit der Landwirtschaft für ganz Polen“ hinweist. Es erklärt ihm niemand, weshalb gerade hier der Abbau natürlicher Ressourcen ggfs. wichtig für die Weiterentwicklung der nationalen Wirtschaft ist, daß die Vernichtung wertvollen Agrarlandes ggfs. durch ein ökonomisches Äquivalent aufgewogen wird. — Aus gutem Grund muß es in einem Land des „realen Sozialismus“ wohl so sein, daß sowohl dem Bauern wie dem Bergmann unbekannt bleibt, welche neuen Perspektiven etwa ein politisches Prinzip der ‚Verstädterung‘ des Landes und der ‚Verländlichung‘ der Stadt für sein Leben eröffnen könnten. — „Leczna“ wird von der Jury der FICC (Federation Internationale des Cine Clubs)<sup>3</sup> mit dem Don Quijote-Preis ausgezeichnet, da er „die sozialen Widersprüche und individuellen Probleme, die durch die industrielle Entwicklung unserer (!) Gesellschaft entstehen“, zeigt<sup>4</sup>.

- 1 Karl Saurer, Forum verdrängter Realität — Oberhausen 78, in: Medium, Zeitschrift für Hörfunk, Fernsehen, Film, Presse, Frankfurt M., 1978, H. 6, S. 31
- 2 24. Westdeutsche Kurzfilmtage 1978, Filmeinführungen, Blatt 14
- 3 besetzt mit je einem Vertreter aus Polen, Frankreich, Ungarn, DDR, Irland
- 4 Begründung zur Preisverleihung, in: Festival-Info, H. 7, S. 13

Zwei Filme aus den nicht offiziellen Begleitprogrammen sollten noch genannt werden.

### Bürger verändern ihren Stadtteil

Dokumentarfilm, BRD; Regie: Jürgen Heckmanns; Produktion: Realfilm, 1977; 16 mm, s/w, Lichtton, 30 min; Verleih: Landeszentrale für Politische Bildung NRW

Es geht um das am dichtesten besiedelte Krefelder Stadtgebiet, ein Gründerzeit-Viertel mit relativ hohem Ausländeranteil an der Wohnbevölkerung. 1975 wird die Bürgerinitiative „Rund um St. Josef“ gegründet, die — unter Führung eines Architekten — eine Modell-Modernisierung bei Eigenleistungen und 10jährigen Mietverträgen bewerkstelligt. Forderungen an die Stadt nach Verkehrsberuhigung, Spielflächen-Vergrößerung und einer Freizeitanlage münden in einer Bebauungsplan-Ausarbeitung der Initiative „in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung“. ... „Das Stadtparlament genehmigt diesen Plan einstimmig, der Regierungspräsident stimmt zu — ‘man sieht, es geht’“ (Filmbegleittext der Filmer, Flugblatt o.J.). — Worum es nun eigentlich wirklich ging, blieb die Frage bis zum Schluß des Films. Es wird dort die Freizeitanlage durch den Bürgermeister offiziell ihrer Bestimmung übergeben und ein B.I.-Vertreter findet in abgewogener Redemanier Worte des Dankes.

Penner

Dokumentarfilm, BRD; Regie und Pro-

duktion: Klaus Müller, 1977; 16 mm, s/w, 53 min.

Thema sind die „Nichtseßhaften“/Obdachlosen/„Stadtstreicher“. Der Film überzeugt durch seine von Beginn an eindeutig bemühte Parteinahme für die immer größer werdende Gruppe der Obdachlosen in der BRD. Die authentische, auf jegliche filmische Perfektion verzichtende Dokumentierweise gibt ein eindringliches Bild von dem „Leben“ derjenigen Menschen, die sich den allgegenwärtigen gesellschaftlichen Zwängen nicht oder nicht mehr stellen können. — Das herrschende Bewußtsein über die Probleme dieser „Randgruppe“ wird zudem in Gesprächen gründlich recherchiert: ein anliegender Einzelhändler meint über eine umsatzträchtige Fußgängerstraße, die er zusehends zur „Penner-Straße“ werden sieht: „Da gehen die Verbraucher nicht mehr hin“. — Ein CDU-Vertreter beschwört die Freiheit zum Trinken, die jeder habe, nur eben nicht auf Kosten anderer, und: „Es ist in diesem Staat niemand gezwungen, unter freiem Himmel zu schlafen“. Gabe es dennoch Obdachlose, so sei da noch der Städtetag! — Ein Polizeibeamter: Das Delikt der Stadtstreicherei „ist seit 1974 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen“. — Im zweiten Teil wird versucht, vorhandene caritative (z.B. Caritas) und weitergehende Initiativen zur Hilfeleistung zu charakterisieren; die Bundesarbeitsgemeinschaft für Nichtseßhaftenhilfe kämpft um Gesetzesmaßnahmen und wendet sich vehement gegen eine angeblich von städtischen Interessenverbänden geplante „Bannmeile“ für Nichtseßhafte in den Innenstädten.

## Fortsetzung Lore Ditzen: Bücher ...

sätzlichen Baubeispielen — mehrerer „Glas-spiegelgebäude“, die durch „Entmaterialisierung“ die alte Substanz ehrfurchtsvoll-ironisch zum Doppelleben erwecken — das alles macht dieses Katalogbuch zu einer ungeheuer anregenden Lektüre, die nie zu überreden oder auch nur zu belehren versucht.

Auch hier gliedernde Gesichtspunkte, wie die „Alte Hülle, neuer Inhalt“, Fußgängerzonen, „Wirkung und Bedeutung von Material“ oder „Die Lücke“, dazu die Feineinstellung aufs bedeutsame Detail: Wie reagieren heutige Architekten mit Pflasterungen, Sockeln, Treppentufen, mit Brüstungen, Geländern und Türfassungen auf den Kontext der Stadt? Ein lustvolles und listiges Bilderbuch! Die Lust wird gesteigert durch neben Einführung und Bildhinweisen beigegebene „Texte zum Thema“, eine Zitattensammlung, ein Leserverwirrspiel, in dem etwa Goethe und der gute alte Dehio, unser verlässlicher Handbuchführer zu Kunstdenkmälern oder John Ruskin aus der Vergangenheit ihre Stimme mit denen von Zeitgenossen unserer Tage zur Warnung vereinen: Blickt nicht zu sehr rückwärts! Die Gegenwart muß dereinst selbst als Vergangenheit bestehen können. Oder, wie Karl Kraus es lapidar formuliert:

„Ich muß den Ästheten eine Enttäuschung bereiten: Alt-Wien war einmal neu!“

## ANTIQUARIAT

Letzte Restexemplare der  
Schriften des

DEUTSCHEN VERBANDES  
FÜR WOHNUNGSWESEN,  
STÄDTEBAU UND  
RAUMPLANUNG

Bestellliste anfordern bei:

Paul Hofmann  
Grüner Weg 17  
5160 Düren

## ARCH+

Zusammen mit dem Landesverband  
Südwestdeutscher Mietervereine e.V.

Veranstaltet im Rahmen Sonderdrucke:  
Jochen Pohl, Südwestdeutscher Mieterverband  
Hauptstraße 3, 1000 Stuttgart 1, Tel. 0711/248138

### Sozialmieten = Soziale Mieten?

Zur Diskussion um den Sozialen Wohnungsbau  
und die Sozialmiete

#### Inhalt:

- 1 Der soziale Wohnungsbau ist eine gestaltliche Aufgabe  
Verfasser: Hans Hübner, Landesverbandsvorstand
- 4 Ruth Becker  
Wer wohnt an den Sozialmieten?  
aus ARCH+ 38
- 8 Ruth Becker  
Wie entstand das Soziale Wohnungsbau?  
aus ARCH+ 38
- 10 Ruth Becker  
Themen der Sozialmiete
- 12 Dr. Jens Peter Schömer  
Eine Soziale Miete ausfindig machen:  
Musterfragen im Sozialen Wohnungsbau
- 16 Ruth Becker / Frankmann-Görmann  
Wie wird die Soziale Miete des Hausfeld erreicht?  
aus ARCH+ 38
- 21 Die Autoren von Ruth Becker sind mit freundlicher Genehmigung der Autoren und der  
Redaktion ARCH+ veröffentlicht.  
Der Artikel von Dr. Jens Peter Schömer ist mit freundlicher Genehmigung der Stuttgarter  
Redaktion veröffentlicht.

Stuttgart, den 11.5.78